

30 Jahre auf dem „Jahrmarkt der Eitelkeiten“

Gerade hatte ich im Studienseminar Kaiserslautern gelernt, daß es drei Arten von Autoritäten gibt:

1. Amtsautorität, die bloße Ausübung von Gewalt kraft eines Amtes
2. Fachautorität, die wirksame Einflußnahme auf Grund von Fachwissen, Fachkompetenz, Fähigkeiten und Können auf einem ganz bestimmten Gebiet
3. Persönlichkeitsautorität, das Ansehen und die Ausstrahlung, das Charisma einer anerkannten Persönlichkeitsstruktur, die in Mitteleuropa im allgemeinen humanistisch-christlich geprägt ist

Da begann in „Rheinland-Pfalz, Deutschland und der Welt“ (Slogan eines südwestdeutschen Rundfunksenders) ein Wertewandel, angestoßen von den Ideen der sog. „68er“:

Wurden Autoritäten generell in Frage gestellt und negiert, so betraf dies besonders die Amtsautorität, die nur noch bei strenger Kontrolle (z. B. Radarkontrolle, Video-Überwachung o. ä.) kleine Geltungsnischen behielt.

Aber auch Fachautorität galt nichts mehr: Statt Fachkompetenz gaben Ideologien, Phrasen, eventuell das (weibliche) Geschlecht den Ausschlag, statt Fachwissen Platitüden, Gemeinplätze, eventuell terminologisches Kauderwelsch – eben Einbildung statt Bildung. Und aus den Lautsprechern tönte die „Hymne“: „Alle wissen alles, keiner weiß Bescheid!“

Nicht anders erging es der Persönlichkeitsautorität: An die Stelle von Kopf und Herz traten die Ellbogen, ein vorsichtig und umsichtig zu Werke gehender Mensch wurde schnell zum „Loser“ abgestempelt, lieber wollte man zu den „Machern“ gehören, die alles können, dürfen, sollen (können dürfen sollen?) mit dem Naturrecht des Stärkeren (das hatten wir doch um 400 v. Chr. schon einmal gehört!?). Und aus den Lautsprechern tönte die „Hymne“: „Du mußt ein Schwein sein auf dieser Welt!“

Nichtsdestotrotz kam ich unerfahren und unbefangen, aber erwartungsfroh und tatendurstig in die Stadt N. N. und trat am 09.09.1976 meine erste Stelle als Studienrat z. A. (zur Anstellung, d. h. auf Probe) an. Unwissentlich betrat ich damit einen „Jahrmarkt der Eitelkeiten“, einen Töpfermarkt, auf dem man beim Sammeln von Erfahrungen nur Porzellan zerschlagen konnte.

Gut erinnere ich mich noch an die erste Dienstbesprechung im Herbst 1976: Am Ende verlas der damalige Schulleiter ein Schreiben des Kultusministeriums, daß dringend erfahrene Fachlehrer als Kandidaten für die Fachdidaktischen Kommissionen (FDK) MSS gesucht würden, u. a. auch für Latein. Das gesamte Kollegium – damals gebrauchte ich dieses Wort noch – senkte die Köpfe und blickte unter sich, was ich genau beobachten konnte, da ich als Neuling mich nicht angesprochen fühlte und deshalb unbefangen in die Runde blickte. So kam es natürlich nicht zu einer Kandidatenliste, worüber der Schulleiter seine Enttäuschung nur schwer verhehlte. Am folgenden Tag wurde ich zu einem Gespräch einbestellt und massiv gedrängt, mich für die FDK Latein MSS aufstellen zu lassen, damit doch wenigstens eine Person von der Schule gemeldet werden könne. Was blieb mir anderes übrig als zuzustimmen? So wurde ich am 18.11.1976 Mitglied der FDK Latein MSS und mußte als Studienrat z. A. unter lauter gestandenen Studiendirektoren und Oberstudiendirektoren meine Klinge schlagen. Für meine geleistete Arbeit – immerhin opferte ich alleine 86 Tage meines (noch jungen) Lebens für Sitzungen und Tagungen (ohne ein Vielfaches an Zeit für die „Hausaufga-

ben“!) – interessierte sich fortan in der Stadt N. N. niemand mehr. Ich erntete vorwurfsvolle Mienen, wenn ich „schon wieder“ auf eine FDK-Sitzung gehen und deshalb vertreten werden mußte, bekam andererseits von der Schulleitung den mir zustehenden freien Tag nicht eingerichtet, obwohl dann für die an diesem Tag regelmäßig stattfindenden Sitzungen keine Vertretung nötig gewesen wäre, und in dienstlichen Beurteilungen war die FDK-Mitgliedschaft nicht immer einer Erwähnung wert (im Gegenteil: „Seine außerunterrichtliche Einsatzbereitschaft könnte größer sein.“).

Im Kollegium hatte sich meine Berufung in die FDK rasch herumgesprochen, und ich hatte meinen Stempel als Karrieretyp und Überflieger weg. Neidische Bemerkungen wie „Das ist der Fahrstuhl zur A-15-Stelle!“ (man vergleiche damit meinen Rang, in dem ich aus dem Dienst scheidet!) waren noch die harmlosesten. Etwas später wurden mir dann vom Zweitkorrektor bei einem vorgezogenen Latein-Abitur „meine Schranken gezeigt“, indem er gegen meine 13 Punkte der Erstkorrektur 6 Punkte setzte. Ein Drittkorrektor war notwendig, der mit 10 Punkten den „goldenen Mittelweg“ wählte und damit meine Prüfungskandidatin „nur“ um eine Note (und nicht gleich um drei Noten) herabsetzte. So hatte ich offenbar die Eitelkeit des Kollegiums verletzt!

Nach knapp zwei Jahren faßte ich mit meiner Frau den unbegreiflichen, geradezu frevelhaften und verhängnisvollen Entschluß, die Stadt N. N. zu verlassen und näher zu meinen Eltern – mein Vater hatte inzwischen einen schweren Herzinfarkt erlitten – und zu meiner verwitweten Schwiegermutter zu kommen. Dies nahm mir der damalige Schulleiter persönlich sehr übel. Wie konnte ein junger Spund, den man extra an diese renommierte Anstalt geholt hatte, es wagen, Wechselgelüste zu äußern?! Natürlich wurde meinem Versetzungsgesuch nicht entsprochen. So hatte ich offenbar die Eitelkeit des Schulleiters verletzt!

Hand in Hand mit dem Wunsch, näher Richtung Heimat zu kommen, gingen zwei weitere Ereignisse, die sich mir als Attraktionen (von *ad-trahere* „an-ziehen“) auf dem „Jahrmarkt der Eitelkeiten“ boten: Da ich sowieso in den Bad Kreuznacher Raum tendierte und dort trotz mehrfacher Ausschreibung der Fachleiterstelle Latein nicht genug Bewerber vorhanden waren, wurde ich von einem Vertreter des Kultusministeriums am Rande einer FDK-Sitzung massiv bedrängt, mich doch trotz meines Ranges A 13 zu bewerben. Ich gab dem Drängen nach, und wahrscheinlich hielt mich dieselbe Person, die mich bedrängt hatte, hinterher für größtenwahnsinnig – aber die Kandidatenliste war eben länger und ansehnlicher geworden!

Das zweite Ereignis war ein ebenso verlockendes Angebot: Die private Alfred-Delp-Schule in Hargesheim bei Bad Kreuznach, eine kooperative Gesamtschule des Bistums Trier, suchte (staatlich zugewiesene) Lehrkräfte, die „in ihrer Gesamtqualifikation im Kollegium Einfluß ausüben“ könnten. Da – wie gesagt – der Bad Kreuznacher Raum zu meiner Versetzungswunschrichtung paßte, bat ich den Hargesheimer Schulleiter um einen Gesprächstermin und verfaßte danach in gegenseitigem Einvernehmen mit ihm den entsprechenden Versetzungs- bzw. Zuweisungsantrag. Offenbar mußte ich bei diesem Vorstellungsgespräch einen so guten Eindruck hinterlassen haben, daß mir das Bischöfliche Ordinariat Trier – auch auf Grund meiner Qualifikation – umgehend schriftlich die Stelle des Leiters der Gymnasialabteilung der Gesamtschule anbot, obwohl ich gerade erst Beamter auf Lebenszeit (A 13) geworden war und noch nicht einmal zwei Jahre Berufserfahrung hatte! Diesen Brief erhielt ich an meinem 30. Geburtstag, und im Überschwang der Gefühle griff ich zum Telefonhörer, um mich für das Angebot und das in mich gesetzte Vertrauen zu bedanken. Im Verlaufe des Telefongesprächs stellte der damalige Ordinariatsdirektor, sozusagen der kirchliche Kultusminister, die Frage, welche Religion denn meine Ehefrau habe („Aus Ihrem Lebenslauf geht nicht die Religion Ihrer Ehefrau hervor!“). Wahrheitsgemäß antwortete ich, daß meine Ehefrau

evangelische Christin sei, und ahnte fast schon die Reaktion: „Unter diesen Umständen nehme ich meinen Brief vom Vortage zurück; betrachten Sie ihn als gegenstandslos!“ Mein Einwand, ich sei der Meinung gewesen, das Ordinariat habe Interesse an meinen Fähigkeiten und Leistungen, an meiner Qualifikation und Persönlichkeit – und nicht an der Religion von Familienangehörigen – verpuffte wirkungslos: Man ließ mich wie eine heiße Kartoffel fallen. Natürlich bekam ich diesen Ablehnungsgrund nie schriftlich mitgeteilt; vielmehr trafen im Herbst 1978 meine Bewerbungsunterlagen „zu unserer Entlastung“ per Post wieder bei mir ein mit der Behauptung, das Kultusministerium in Mainz habe mich nicht rechtzeitig freigegeben, deshalb sei man notgedrungen inzwischen anderweitig auf die Suche nach einem Ersatz für mich gegangen und fündig geworden. Diese vorgeschobene Begründung wollte das Kultusministerium natürlich nicht auf sich sitzen lassen, zumal sie nicht einmal stimmte. Ich war nämlich inzwischen tatsächlich freigestellt worden und hätte, wenn ich immer noch Beamter z. A. gewesen wäre, auf Grund der Haltung des Trierer Ordinariats mit Frau und Kind auf der Straße gestanden. Es kam zu einem harschen Schlagabtausch zwischen Mainz (Kultusministerium) und Trier (Ordinariat), worüber ich – natürlich ganz unabsichtlich und unberechtigt – auf folgende Weise in Kenntnis gesetzt wurde (das Kultusministerium wollte sich offenbar wenigstens mir gegenüber reinwaschen): In der zweiten Novemberhälfte 1978 wurde ich per Lautsprecherdurchsage mitten aus dem Unterricht ins Sekretariat des N. N.-Gymnasiums beordert. Mit gemischten Gefühlen begab ich mich dorthin; man denkt ja bei einer solchen Durchsage immer, ein Angehöriger sei verunglückt oder gar verstorben! Aber es war „nur“ ein hoher Ministerialbeamter des Kultusministeriums am anderen Ende der Telefonleitung mit dem Hinweis: „Heute mittag werden Sie in Ihrem Briefkasten einen Brief finden, den Sie nicht hätten bekommen dürfen. Lesen Sie ihn, und verbrennen Sie ihn!“ Es war eine Durchschrift der Korrespondenz zwischen Mainz und Trier.

Jahre später berichteten mir „gewöhnlich gut unterrichtete Kreise“ aus Mainz mit einer gewissen Häme, der vom Ordinariat Trier anstatt meiner damals angestellte Lehrer habe trotz (oder wegen?) einer katholischen Ehefrau „die Finger nicht von den Mädchen lassen können“ und sei deshalb wieder versetzt worden. So hatte ich offenbar nicht nur kirchliche Eitelkeiten in Trier, sondern auch weltliche in Mainz und Neustadt verletzt!

Trotzdem versuchte ich weiterhin, mich durch Bewerbungen bzw. Versetzungsanträge von der Stadt N. N. zu lösen und näher Richtung Soonwald/Pfälzer Wald zu kommen. Bei einem weiteren fehlgeschlagenen Versuch meinte ein Regierungsschuldirektor in Neustadt mit entwaffnender Logik: „Eltern werden früher oder später beerdigt, und Grabpflege kann man auch aus der Distanz betreiben oder in fachkundige Hände geben.“ Überhaupt gewann ich den Eindruck, daß niemand mich und meine Beweggründe verstehen wollte, und wenn ich zu einer Bewerbung gedrängt wurde, dann ging es nie um mich, sondern ich war immer Mittel zum Zweck, nämlich Bewerbungslisten als solche plausibler zu machen (mindestens 2-3 Bewerber) oder die Lücke zu schließen zwischen dem jüngeren Bewerber, für den die ausgeschriebene Stelle längst bestimmt war, und dem älteren Mitbewerber, der diese Stelle nicht bekommen sollte und dem dann gesagt wurde: „Sehen Sie, der (Dr.) Soffel ist es ja auch nicht geworden!“ Übrigens erging es meinem Vater etwa dreißig Jahre früher schon genauso wie mir: Déjà-vu-Erlebnis!

Zu diesem Verfahren passende dienstliche „Auftragsbeurteilungen“ betonten dann je nach Bedarf Kritik auf nebensächlichen Ebenen (z. B. „zu gutmütige Haltung gegenüber den Schülern“ in einer Beurteilung zur Bewerbung um die Stelle des Regionalen Fachberaters Griechisch), verschwiegen einfach Positives oder ließen verschiedene Interpretationsmöglichkeiten offen (z. B. „Keiner kennt das Amtsblatt so gut wie er.“).

In diesem Zusammenhang verletzte ich nun erneut – und zwar dieselben – Eitelkeiten: Als ich die demütigenden Bemerkungen in einer dienstlichen Beurteilung nicht mehr ertragen konnte und schriftliche Einwände dagegen erhob, war ich mir darüber im klaren, daß der für die Stadt N. N. zuständige Regierungsschuldirektor die – sinngemäß ausgesprochene – Richtlinie vertrat: „Was bedeutet das Wort eines A-13-Mannes schon gegenüber dem Wort eines A-16-Mannes!“ Und als ich das „Auffüllspielchen“ von Bewerbungslisten nicht mehr mitmachte, hatte ich ganz „verspielt“: Bei der Ausschreibung einer weiteren Fachleiterstelle Latein mit nur zwei Bewerbern wurde ich sogar noch nach Ablauf der Bewerbungsfrist telefonisch aus Neustadt gedrängt, mich nachzubewerben. Da ich auf Grund persönlicher Beziehungen wußte, daß die Stelle sowieso bereits bei der Ausschreibung vergeben war, platzte mir der Kragen, weil man mich – den bekannten Formalisten! – dieses Mal schon aus formalen Gründen „pro forma“ hätte ausbooten können und ich sozusagen meinen Ablehnungsgrund auch noch selbst geliefert hätte! Also spielte ich – wie gesagt – nicht mehr mit und machte dem für die Stadt N. N. zuständigen Regierungsschuldirektor bei seinen nächsten Besuch an meiner Dienststelle bittere Vorwürfe; seine Reaktion war: „Ich weiß nicht, von welchem Telefonanruf Sie sprechen!“

Im Jahre 1986 neigte sich meine erste Dekade am N. N.-Gymnasium ihrem Ende zu; überraschend war im März mein Vater verstorben, und wir hatten uns inzwischen entschieden, in Westhofen zu bauen. Ich hatte nämlich eingesehen, daß ich aus der Stadt N. N. nicht wegkommen konnte.

Obwohl man mich eigentlich nicht mehr haben wollte, ließ man mich aber auch nicht gehen. Obwohl ich in der 1983 nach Abschluß aller Lehrplanarbeiten aufgelösten FDK Latein MSS sehr erfolgreich mitgearbeitet hatte – die meisten der von mir ausgeführten Themen gehören noch heute zum Bestand des Oberstufenlehrplans für Latein – krächte schon kein Hahn mehr nach dieser „außerunterrichtlichen Einsatzbereitschaft“. Und obwohl meine ehemaligen Mitstreiter in der FDK Latein MSS – wie von den N. N.er Kollegen mir prophezeit oder unterstellt – längst auf dem Weg nach oben bis zum Schulleiter waren, durfte ich in der Stadt N. N. oder sonst irgendwo nichts mehr werden: So viele Eitelkeiten hatte ich offenbar verletzt!

In dieser Situation wurde von meiner Dienststelle ein Studientag an einem symbolträchtigen Ort, dem N. N.-Kloster, durchgeführt mit dem bedeutungsträchtigen Thema, das mir wie Hohn ins Gesicht sprang: „Die Identifikation mit dem Beruf und der eigenen Schule („Corporate Identity“).“ Diese Gelegenheit ergriff ich, um öffentlich meine „innere Kündigung“ auszudrücken: Bevor sich das Plenum in verschiedene Arbeitsgruppen aufteilte, meldete ich mich zu Wort und stellte die Frage, wieso ich mich eigentlich mit „meinem“ Beruf und „meiner“ Schule identifizieren sollte, wenn mir ständig Ungereimtheiten und Ungerechtigkeiten seitens der Vorgesetzten auf allen Ebenen widerführen. Ich hätte mich zehn Jahre für „meinen“ Beruf und „meine“ Schule zerrissen, und keiner habe es bemerkt; jetzt würde ich mich für zehn Jahre zurücknehmen und hoffen, daß es auch keiner merke. Damit hatte ich natürlich die ganze hehre Stimmung zerstört, ein rosaroter Luftballon war zerplatzt; selbstverständlich fand keine Diskussion statt, stattdessen wurde ich für den nächsten Tag zum Rapport bestellt und „abgewatscht“.

Fairerweise muß ich wenigstens von einem Lichtblick im Umgang mit Regierungsschuldirektoren berichten: Ein älterer, erfahrener Kollege, der turnusgemäß vom Amt des Leiters einer deutschen Auslandsschule nach Rheinhessen zurückkehrte und in diesem Bezirk hätte standesgemäß untergebracht werden müssen, „landete“ als Leitender Regierungsschuldirektor bei der Bezirksregierung in Neustadt, da keine Schulleiterstelle für ihn frei war. Unter seiner Ägide tat sich einiges in diesem Amtsbezirk: In tiefen Schubladen versenkte Aufgaben wur-

den erledigt (z. B. jahrelang anstehende Ausschreibungen), nicht zum Zuge gekommene Bewerber erhielten plausible Begründungen, und überhaupt war da endlich einmal ein Mensch, der dieses Amt ja nicht als „Sprungbrett“, als Durchgangsstation zum Schulleiter übernommen hatte, sondern als Vorgesetzter mit Prinzipien und Charisma ausfüllte, eben ein Mensch, zu dem man aufblicken konnte. Aber dieser Regierungsschuldirektor wurde sehr bald von einem „Leitenden“ zu einem „Leidenden“, und für mich stürzte eine Welt ein, als er nach viel zu kurzer Zeit das Handtuch warf. Wir hatten uns durch viele Gespräche wegen der FDK-Arbeit, für die er sich im Gegensatz zu seinen Vorgängern sehr interessierte, und durch zwei meiner Bewerbungen, die in seine Amtszeit fielen, persönlich näher kennengelernt, und deshalb wollte er es auch nicht versäumen, mir persönlich seine Entscheidung mitzuteilen und sich von mir am Rande einer FDK-Sitzung zu verabschieden. Er tat dies mit den Worten, die ich bis heute nicht vergessen habe: „Eine solche Fülle kabarettistischer Ungereimtheiten wie in der Bezirksdirektion Neustadt habe ich noch nirgendwo auf der Welt erlebt!“

Vor diesem Hintergrund, den ich mir einfach noch einmal vergegenwärtigen und „von der Seele schreiben“ mußte, bin ich noch zwei Dekaden in der Stadt N. N. verblieben: Zwanzig weitere Jahre auf dem „Jahrmarkt der Eitelkeiten“ haben schlimme Spuren, Narben, Schwären und Krankheiten hinterlassen – und hoffentlich fragt niemand mehr, warum ich für eine offizielle Verabschiedung nicht zur Verfügung stehe (oder noch schlimmer: warum aus mir nichts geworden ist)!

Hallo, Gerda!

Ich glaube: „Jetzt habe ich fertig!“

Gruß –

Dein Joachim

Westhofen, den 04.04.2006